

Spinnenmythus und Spinnenaberglaube in der neueren Erzählliteratur

Autor(en): **Riegler, Richard**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **26 (1925-1926)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-112448>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Spinnenmythus und Spinnenaberglaube in der neueren Erzählungsliteratur.¹⁾

Von Richard Riegler in Klagenfurt.

Es lockt einen geradezu, das Übersinnliche
als Problem der Weltliteratur zu behandeln.
(B. Fehr im Beiblatt z. Anglia, XXVII, S. 44.)

Wenn wir von der Spinne kurzweg sprechen, so denken wir entweder an die Hausspinne (*tegenaria domestica*), die in den Winkeln und an den Fenstern unserer Wohnungen ihre Netze spinnt oder an die Kreuzspinne (*epeira diadema*), die sich in Gärten, Gebüsch und Nadelwäldern aufhält. Der Mythus als Ausfluss volkstümlicher Anschauungsweise kennt im allgemeinen keine Artunterschiede, immerhin ist manchmal anstatt von der „Spinne“ kurzweg, ausdrücklich von der „Kreuzspinne“ die Rede. Wesentlich ist, dass dieses Insekt, welcher Art es auch immer angehören mag, durch seinen merkwürdigen Körperbau und die an Zauberwerk gemahnende Tätigkeit des Spinnens die Phantasie des Volkes mächtig anregt. Während also die volkstümlichen Spinnensagen meist die Art der Spinne nicht näher bezeichnen, wird in vier von den sechs Spinnengeschichten, die uns beschäftigen sollen, ihrem literarischen Charakter gemäss die Spinnenspezies angegeben, wobei H. H. Ewers der Irrtum unterläuft, dass er die nur im Freien lebende Kreuzspinne mit der Hausspinne verwechselt. Schon früh haben Mythologen und Folkloristen den Spinnensagen ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Der erste, der im Zusammenhange den Spinnenmythus behandelt, ist meines Wissens A. de Gubernatis in seinem oft zitierten Werke „Die Tiere in der indogermanischen Mythologie“. (Übersetzt von M. Hartmann, Leipzig 1874). Die heutige Forschung wird von seinen Deutungen, die hauptsächlich auf phantasiereichen Kombinationen zwischen indischer Götterlehre und russischen Märchen beruhen, wenig mehr gelten lassen. Die Art und Weise, wie Gubernatis moderne Sprichwörter und Redensarten aus antiken Mythen erklärt, ver-

¹⁾ J. GOTTHELF, Die schwarze Spinne; H. H. EWERS, Die Spinne; P. GIACOSA, Il ragno ed il professore; A. THEURIET, L'araignée; ERCKMANN-CHATRIAN, L'araignée crabe; H. G. WELLS, The Valley of Spiders.

raten eine schrankenlose Phantastik. Von seinen Ausführungen über die Spinne werden wir als einzig sicheren Gewinn die Feststellung gelten lassen, dass der Mythos zwischen einer wohltätigen und einer böartigen Spinne unterscheidet (S 467). Schon früher (1869) hatte der Ethnologe A. Bastian im ersten Bande der Zeitschrift für Ethnologie (S. 45—66, 158—177) eine Abhandlung über „Das Tier in seiner mythologischen Bedeutung“ veröffentlicht, worin eine Fülle von Tatsachenmaterial aus aller Herren Ländern dargeboten wird. Leider beeinträchtigt die Formlosigkeit der Darstellung sowie manche Ungenauigkeit der Angaben den Wert der Arbeit. Die Spinne allerdings erfährt bei Bastian eine ziemlich stiefmütterliche Behandlung. Karl J. Steiners populär gehaltenes Buch „Die Tierwelt in Mythologie und Volksglauben, in Sitte und Sage, in Geschichte und Literatur, in Sprichwort und Volksfest“ (S. 314—319, Gotha 1891), berücksichtigt zwar die Spinne, bietet aber der Wissenschaft nichts, denn trotz des vielversprechenden Titels enthält der Abschnitt über die Spinne fast nur Anekdoten. Höher steht das Buch von K. Knortz, „Die Insekten in Sage, Sitte und Literatur“ (Annaberg 1910), der über die Spinne, allerdings in kunterbuntem Durcheinander, eine Fülle von fesselnden Einzelheiten bringt (S. 105—117). Die literarische Verwertung der Spinne bei Catull, H. Sachs, Hebel usw. berührt er nur flüchtig, dafür beschäftigt er sich eingehend mit Spinnensagen. Während in dem Buche von Wuttke, „Deutscher Volksaberglaube der Gegenwart“ (3. Aufl., Berlin 1900) nur die freundliche Seite des Spinnenaberglaubens zur Geltung kommt, zeigt sich die Spinne in Knortzens Darstellung ihrem ethischen Dualismus gemäss (s. weiter oben) bald als glück- bald als unglückbringend. (Vergl. den allbekannten Spruch: Spinne am Abend, erquickend und labend, Spinne am Morgen, Kummer und Sorgen). Als wohltätig gilt vielfach die Kreuzspinne, die in der Pfalz sogar für heilig gehalten wird (S. 110). Sie ist Wetterprophetin, bringt Geld und verwandelt sich allenfalls selbst in Gold (S. 109). Besonders wertvoll ist der Hinweis auf die Rolle der Spinne in amerikanischen und afrikanischen Volksmärchen, in welchen letzteren sie die Rolle des schlaunen Fuchses spielt (S. 113). Bei den Indianern ist sie auch vielfach Totemtier. Ihre mythische Bedeutung bei diesen Völkern erhellt aus der Vorstellung, dass ihr Gewebe eine Brücke zwischen Himmel und Erde

darstellt (a. a. O.). Die dualistische Auffassung von dem Wesen der Spinne kommt in einer verschiedenen Wertung ihres Einflusses zum Ausdruck. Während sie dem einen Stamme eine verderbenbringende Gottheit bedeutet, gilt sie einem anderen als Schutzgeist (a. a. O.). Ja, einige Stämme wollen von ihr die Kunst des Netzestrickens gelernt haben (S. 116), andere sehen in ihr wieder die Schöpferin von Mensch und Tier (a. a. O.). Zum Schluss lenkt der Autor die Aufmerksamkeit des Lesers auf das Buch von Pamela Milne-Holme, *Mama's Black Nurse Stories* (Edinburg 1890). Es sind dies Negermärchen aus Jamaica, die eine schwarze Spinne namens Nancy zur Heldin haben. Die Streiche und Abenteuer dieses bald hilfreichen, bald boshaften Geistes erinnern an Rübezahl (S. 117). Eine wertvolle Bereicherung erfährt unsere Kenntnis von den Spinnenmythen durch die leider unvollendet gebliebenen „*Natursagen*“ von O. Dähnhardt. (Bd. 1—4. Leipzig, 1907—1912). Von den zahlreichen Spinnensagen dieses Werkes seien hervorgehoben die lettischen Sagen vom Feuerholen der Spinne (I, S. 144 f.). Das feuerholende Tier (gemeint ist das Himmelsfeuer) ist ein bekannter Sagentypus; ferner (II, S. 66 f.) die neutestamentliche Sage vom rettenden Spinnengewebe vor der Höhle, wovon zahlreiche Varianten, sodann (II, S. 253) die polnisch-ungarische Fassung der Arachnesage, d. i. die Sage von der übermütigen Spinnerin im christlichen Gewande (Maria-Arachne). Im Anschluss daran werden die an den sogenannten Altweibersommer (franz. *fil de la vierge*)¹⁾ sich knüpfenden deutschen und französischen Mythen und deren christlich-heidnische Beziehungen aufgezeigt (II, S. 254 f.). Im 3. Bd. finden wir (S. 40, 498) die Spinne als Botin des Teufels (in slavischen Mythen); ferner eine Fülle von ätiologischen Sagen, aus denen wir z. B. erfahren, warum die Spinne einen eingeknickten Leib hat (S. 36), woher der Gespinstfaden kommt (S. 37 und passim), wie ihr Buckel entstanden ist (S. 39), welches die Ursache ihrer Feindschaft gegen die Fliege ist (Seite 108 und passim), wieso sie schwarz gesengt und klein ist (S. 108), woher sie ihre roten Augen hat (S. 145), warum sie hinter Blättern klebt (S. 265) usw. — Über Spinnensagen im Altertum unterrichtet uns das Werk von O. Keller, *Die antike Tierwelt*, Leipzig 1913 (II, S. 461 ff.). Von dem eingehend besprochenen Arachne-

¹⁾ So heissen die im Herbst umherfliegenden Spinnweben der Krabbenspinnen.

mythus wird weiter unten die Rede sein. Hervorzuheben ist die Tatsache, dass die Giftspinne schon im Altertum als gifttilgendes Heilmittel verwertet wurde.¹⁾ (O. Keller, a. a. O. II, S. 468 f). Träume von Giftspinnen²⁾ gelten als schlechtes Vorzeichen (O. Keller, a. a. O. II, S. 469). Die Abneigung gegen diese Tiere erhellt übrigens aus der Art und Weise, wie man sich ihre Entstehung dachte. Man glaubte sie nämlich aus dem Blute irgend eines Ungeheuers, der Titanen, des Typhon oder der Gorgonen hervorgegangen. (Vgl. den Glauben an Vampyre in Gestalt riesiger Spinnen bei den Wenden, Veckenstedt, Wendische Sagen, S. 354). Abweichend vom heutigen Aberglauben erschien den Alten die Spinne niemals als gutes Omen (S. 469). — In seiner Abhandlung über „Einige mythologisch wichtige Tiere“ (Mythol. Bibliothek VIII, 4, S. 61 ff), widmet der Mondmythologe Siecke auch der Spinne einige Seiten und sucht nach Beziehungen zwischen ihr und dem Mond. Tatsache ist, dass die Irokesen im Monde eine Spinnerin sehen, die Siecke mit der Spinne identifiziert. Eine zweifellose mythische Gleichung zwischen dem Insekt und dem Nachtgestirn findet sich nirgends. Wohl aber erscheint bei den Indianern Südamerikas die Spinne als Sonne³⁾, zu der dieses Insekt ja auch sonst vielfach in Beziehung gesetzt wird (z. B. als Bringerin des Himmelsfeuers). Das Wertvollste an Sieckes Artikel ist die Gleichsetzung der Himmelsspinne mit der spinnenden Göttin, aus der eine Schicksalsspinnerin wurde (S. 63). Als derartige Mythengestalten nennt Siecke Râkâ, Athene, Frigg, Freyja, Bertha, Holda, die Moiren, die Nornen, Penelope, Kirke, die Spinnerin im Monde bei Deutschen und Finnen, die lettische Sontentochter usw. (S. 64).

¹⁾ Der Glaube an die Heilkraft der Spinne beruht auf der Meinung, dass sie krankmachende Stoffe an sich ziehe. (Vgl. HOVORKA-KRONFELD, Volksmedizin I, S. 401); E. M. WRIGHT, Rustic speech and folklore, S. 254. In einem Kameruner Tiermärchen (DÄHNHARDT a. a. O. III, 1, S. 343 f.) erscheint die Spinne als Arzt. — ²⁾ Zur „Giftspinne“ vgl. folgende Stelle bei K. EWALD, Mutter Natur erzählt. Naturgesch. Märchen übersetzt von H. KIX, I, 60. (Die Maus sagt zur Spinne): „Du hast einen hässlichen Namen.“ — „Kann nichts dafür“, erwiderte die Spinne, „die Menschen haben ihn mir gegeben, weil ich in meinen Kiefern ein klein wenig Gift habe“. Infolge der wörtlichen Übersetzung des dänischen Textes ist diese Stelle unverständlich, denn deutsch „Spinne“ hat nichts mit „Gift“ zu tun, wohl aber bedeutet *edder*, der erste Bestandteil von dän. *edderkop* „Spinne“ ursprünglich „Gift“ (jetzt „Eiter“). Vgl. hiezü Verf. in „WÖRTER UND SACHEN“ IV, 219. — ³⁾ Über die Vorstellung der Sonne als mächtiger Spinne, die im Mittelpunkt ihres Netzes sitzt, vgl. WUNDT, Völkerpsychologie II, 3, S. 211.

Nachdem wir nun einen Blick geworfen haben auf den Stand der Forschung hinsichtlich der Spinnenmythologie, wollen wir uns im folgenden unserer eigentlichen Aufgabe zuwenden und die Rolle untersuchen, die der Spinnenmythus in der neueren Literatur spielt. Von den für unsere Zwecke in Betracht kommenden Texten gehören zwei der deutschen Literatur an. Es sind dies die „schwarze Spinne“ von J. Gotthelf (1797—1854) und die „Spinne“ von H. H. Ewers (geb. 1871). Die französische Literatur steuert bei „L'araignée crabe“ von Erckmann-Chatrion (1822—1899 und 1826—1890) und — mehr Skizze als Novelle — „L'araignée“ von A. Theuriet (1833—1907), England ist vertreten mit H. G. Wells' (geb. 1866) „Valley of spiders, Italien mit Piero Giacosa's *Il ragno ed il professore*“.

Es soll nun im folgenden untersucht werden, welche Stellung der einzelne Dichter zu den volkstümlichen Spinnenmythen einnimmt, inwiefern er sich von der gegebenen Überlieferung anregen lässt. Es soll gezeigt werden, wie die individuelle Phantasie befruchtet wird von der Kollektivphantasie, wie der Dichter den gegebenen Stoff umformt, wobei er den Volksmythos als Rohmaterial betrachtet. Je nach Abstammung, Erziehung, Temperament wird das Verhältnis des Dichters zu dem volkstümlichen Stoff ein verschiedenes sein. Unsere Untersuchung soll in der Weise geführt werden, dass zunächst eine Analyse der Erzählung geboten wird, woran sich eine Erörterung der literarisch-folkloristischen Beziehungen schliesst.

I.

Jeremias Gotthelfs, „Schwarze Spinne“¹⁾ soll den Reigen der Analysen eröffnen.

Hans von Stoffeln, ein grausamer Schlossherr im Sennistal, befiehlt seinen Leibeigenen, vor seinem Schlosse eine Allee aus den grössten Buchen des nahen Waldes anzulegen, eine ganz unmögliche Arbeit, da das Hinaufschaffen der schweren Bäume sich in der kurz bemessenen Frist nicht bewerkstelligen lässt. Da erscheint der Teufel in Gestalt eines grünen Jägers und bietet den ratlosen Bauern seine Hilfe an. Diese fliehen entsetzt, nur die furchtlose, verschlagene Christine bleibt zurück und hält dem Bösen stand, der nun sein Anerbieten wiederholt und sich zum Lohn für die geleistete Hilfe die Übergabe eines ungetauften Kindes ausbedingt. Nach einigem Bedenken sagt Christine zu, worauf ihr der Teufel einen Kuss auf die Wange versetzt. Der Böse hält pünktlich sein Versprechen, und unter seiner mächtigen Beihilfe

¹⁾ Zuerst erschienen in „Bilder u. Sagen a. d. Schweiz“, 1. Bändchen, Solothurn 1842.

wird das Unmögliche möglich gemacht: die Allee kommt zum Staunen des Schlossherrn und seiner Ritter in kürzester Zeit zustande. Unterdessen naht sich die Zeit, da im Dorfe eine Bäuerin niederkommen soll. Die Mutter bangt um ihr Kind. Sie fürchtet, es könne dem Teufelspakt zum Opfer fallen. Sie ruft daher rechtzeitig den Pfarrer, der das Haus gegen den Bösen schützt und das Kind tauft. Christine, die bei der Geburt zugegen gewesen, spürt plötzlich an der Wange, wo sie den teuflischen Kuss empfangen, einen schmerzenden Stich. Zugleich zeigt sich ein winziges Fleckchen, das trotz heftigen Reibens nicht vergeht. Christine deutet dieses unheimliche Symptom richtig als Mahnung des bösen Geistes an die Erfüllung ihres Versprechens. Nicht lange darnach sieht in einem andern Hause ein Weib Mutterfreuden entgegen. „Je näher der Tag der Geburt kam, desto schrecklicher ward der Brand auf Christinens Wange, desto mächtiger dehnte der schwarze Punkt sich aus; deutliche Beine streckte er von sich aus, kurze Haare trieb er empor, glänzende Punkte und Streifen erschienen auf seinem Rücken, und zum Kopfe ward der Höcker, und glänzend und giftig blitzte es aus demselben, wie aus zwei Augen hervor. Laut aufschrien alle, wenn sie die giftige Kreuzspinne sahen auf Christinens Gesicht, und voll Angst und Grauen flohen sie, wenn sie sahen, wie sie fest sass im Gesichte, aus demselben herausgewachsen.“ Der unscheinbare juckende Punkt war zur Spinne geworden, Satans Mahnung hatte greifbare Gestalt angenommen. Auch jetzt eilt als treuer Kämpfe Gottes der Priester der Entbindenden zu Hilfe. Die ihm entgegenstürzende Christine sucht ihn in ihrer Verzweiflung aufzuhalten, er jedoch wehrt sie von sich ab und tritt ins Haus, wo er an dem Neugeborenen sein Rettungswerk vollbringt. Zur selben Stunde aber, da das Weib entbunden, bringt die Spinne auf Christinens Wange unzählige Junge zur Welt, die in die Ställe eilen, wo sie das Vieh mit ihren giftigen Stichen töten, zur grossen Verzweiflung der Bauern, die kein Mittel gegen diese Plage wissen. Das ganze Dorf, dem Christine ein volles Geständnis über ihren Pakt mit dem Teufel abgelegt, ist nun mit ihr einverstanden, dass ein Kind dem Bösen geopfert werden müsse. Mit furchtbarer Angst sieht daher die Mutter des nächsten Kindes, die noch dazu im Hause der mit ihr verschwägerten Christine wohnt, ihrer Entbindung entgegen. Und sie hat allen Grund dazu. Christine gewinnt den Mann der Wöchnerin für ihre Pläne. Dieser holt den Priester mit absichtlicher Langsamkeit, um Christine zur Entführung des Kindes Zeit zu lassen. Erbarmungslos entreisst das ruchlose Weib der ohnmächtigen Kindbetterin den Säugling und eilt mit ihm hinaus, während ein entsetzliches Gewitter losbricht. Schon ist sie angelangt am Abhange des Hügels, wo sie der „grüne Jäger“ erwartet. Eben ist sie im Begriffe, dem Bösen das Kind zu übergeben, als im letzten Augenblick atemlos der getreue Priester daherkommt und die Erfüllung des höllischen Paktes verhindert. Das Kreuzeszeichen vertreibt den Teufel, während mit Christine eine merkwürdige Verwandlung vorgeht. Sie selbst schrumpft Glied für Glied zusammen und schliesslich bleibt nur mehr die grässliche Spinne übrig. Des errungenen Sieges froh übergibt der wackere Priester der bangenden Mutter das Kind, nachdem er es noch früher rasch getauft. Doch ist es durch den Gifthauch der dämonischen Spinne dem Tode geweiht, seine Seele aber ist gerettet. Kaum heimgekehrt stirbt auch der Pfarrer heiteren Gemütes, im Bewusstsein getaner Pflicht. Furchtbare Rache aber nimmt der abermals um seinen Lohn betrogene Böse an der Bevölkerung. Jetzt ist es

nicht mehr das Vieh, auf das die giftgeschwollene Spinne es abgesehen hat, unter ihren Stichen sterben die Menschen dahin ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Keine Rettung gibt es vor ihr. Als echt dämonisches Wesen trotzt sie allen Vernichtungsversuchen. Unter den Rittern auf dem Schlosse wütet sie nicht minder als unter den Bauern. Was gegen sie unternommen wird, misslingt. Ein waghalsiger polnischer Ritter, der gegen sie auszieht und sie überall sucht, wundert sich, dass alles vor ihm flieht und erst als es zu spät ist, merkt er, dass die fürchterliche Spinne auf seinem Helme sitzt. Durch das Eisen hindurch senkt sie ihren Giftstachel in sein Hirn. Schliesslich verschreiben sich die Ritter von weit her einen als Beschwörer berühmten Geistlichen. Da er aber an ihren gottlosen Gelagen teilnimmt, hat er keine Gewalt über den bösen Feind und erliegt ihm wie die anderen. Täglich erwartet auch die Mutter des geretteten Kindes den gefürchteten Gast. Ihre Mutterliebe hat ihr den Verstand geschärft und sie das einzige Mittel zur Rettung finden lassen. Sie ist gegen den Feind gewappnet. Sie hat ein Loch in die Wand gebohrt und als Verschluss einen entsprechenden Zapfen geschnitzt. So sieht sie mit einiger Fassung dem Besuch des dämonischen Tieres entgegen. Eines Nachts erwacht sie mit Angstgefühlen und sieht die grässliche Spinne langsam über des Kindes Decke kriechen. Ohne nur einen Augenblick zu zögern, fasst sie das scheussliche Insekt und trotz der fürchterlichen Schmerzen in Hand und Arm steckt sie die Spinne in das für sie bereitete Loch, das sie rasch mit dem Pflocke verschliesst. So ist das Söhnchen gerettet, die Mutter aber stirbt als Opfer ihrer Kindesliebe. Das von seinem Todfeinde befreite Dorf hält ihr Andenken in Ehren und sorgt für die Erziehung des Kleinen.

Es vergehen 200 Jahre, während welcher die Nachkommen der ersten Besitzer des Hauses, in dem die Spinne eingepflockt ist, ein gottgefälliges Leben führen und infolgedessen gedeihen und in allen Unternehmungen Glück haben. Doch wendet sich das Blatt, als der Herr des Hauses, der gute, aber schwache Kristen auf den Rat von Frau und Mutter, die in ihrem Hochmut mit dem alten Hause nicht mehr zufrieden sind, einen prächtigen Neubau aufführen lässt. Das alte Gebäude wird den Dienstboten überlassen, die, unbeaufsichtigt wie sie sind, dort ein wüstes und gottloses Leben führen. Ein besonders gotteslästerliches Gebahren zeigen sie am Weihnachtsabend. Ein rothaariger Knecht, der Übermütigste von allen, der die Mägde schon oft mit der Spinne bange gemacht, zieht, um seine Furchtlosigkeit zu zeigen, den Pfropfen aus dem Loch, befreit so die Spinne und bringt derart furchtbares Unheil über das Haus und das ganze Dorf. Die Spinne, die während ihrer zweihundertjährigen Einschliessung an Giftigkeit nur gewonnen hat, wütet viel ärger als das erste Mal. Kristens Mutter und Frau sowie das ganze Gesinde fallen als die ersten Opfer. Abermals ist eine Kindbetterin in Gefahr. Kristen, der, wie er nun selbst erkennt, durch seine Nachgiebigkeit den Frauen gegenüber das ganze Unheil verschuldet hat, erklärt sich bereit, eigenhändig das Kind zur Taufe zu tragen. Unbemerkt folgt ihm ein Büblein, das er an Kindesstatt angenommen. Wie zu erwarten, stösst er unterwegs auf die Spinne, während in einiger Entfernung Satan auf die ersehnte Beute lauert. Nur auf die Rettung des Kindes bedacht, blickt er ratlos umher. Da bemerkt er das Büblein, dem gibt er das Kind und wie im Sturm eilt das gescheite Bürschchen mit der kleinen Last dem Pfarrhaus zu. Unterdessen hat Kristen durch den Namen des Dreieinigen Gottes Satan in die Flucht geschlagen, mit starker

Hand packt er dann die Spinne und trägt sie, halb ohnmächtig von ihren giftigen Stichen, ins Haus. Die Wöchnerin, die ihn ohne ihr Kind kommen sieht, glaubt sich verraten, stürzt ihm mit bitteren Vorwürfen entgegen und hängt sich an ihn. Mit dem letzten Aufgebot seiner Kräfte gelingt es ihm, sich von dem Weibe loszumachen und die Teufelsspinne wieder in ihr Loch zu stecken. Kaum hat er den Zapfen hineingestossen, sinkt er tot zusammen. Auch das Weib hat sich durch die Berührung der Spinne den Keim des Todes geholt und nicht lange währt es, so sinkt sie an Kristens Leiche nieder. Das Kind aber wird getauft und bleibt am Leben.

Gotthelf hat in dieser Geschichte, deren schrecklicher Eindruck durch einen geschickt gewählten Rahmen erheblich abgeschwächt wird, vier Sagenmotive eng miteinander verknüpft. Es sind deutlich erkennbar die Motive des geprellten Teufels, des Menschenopfers, der Gesichtskröte (hier Spinne) und der Verpflöckung von bösen Geistern. Das erste und zweite Motiv interessieren uns hier weniger und sollen daher auch nur gestreift werden.

Zahllos sind die Sagen vom geprellten Teufel; sie finden sich reichlich in allen Literaturen; Wünsche hat ihnen eine eingehende Untersuchung gewidmet: „Der Sagenkreis vom geprellten Teufel“ (Leipzig 1905).

Es handelt sich bei diesem Sagentypus bekanntlich um die Hilfe des bösen Geistes bei irgend einem schwierigen Unternehmen; meistens ist es ein Bau; in unserer Geschichte die Anlegung einer Allee. In der Regel kommt ein förmlicher Pakt zwischen Teufel und Mensch zustande. Ist die Hilfe geleistet, so entzieht sich dieser seinen Verpflichtungen und bringt den Teufel durch eine List um den ausbedungenen Lohn, meist eine Menschenseele. Typisch ist bei dieser Art von Sagen der humorvolle Schluss, wie überhaupt die ganze Gattung einen schwankartigen Charakter besitzt. Anders jedoch bei Gotthelf. Christine geht mit dem Teufel keinen Pakt ein, sondern gibt ihm ein einfaches Versprechen, d. h. sie gewährleistet ihm die Auslieferung eines ungetauften Kindes. Nichtsdestoweniger besteht Satan auf der Erfüllung der Zusage. Charakteristisch ist der Kuss, den er Christine beim Abschied auf die Wange gibt; er bedeutet gleichsam die förmliche Besiegelung eines stillschweigenden Übereinkommens. Dem ernstesten, beinahe theologischen Gepräge der Erzählung entspricht es, wenn der Teufel nicht in spasshafter Weise durch eine List um den Lohn für seine Hilfeleistung gebracht wird, sondern ihm dieser im offenen Kampfe vom

Diener Gottes, dem getreuen Priester, mit Weihwasser und Kruzifix abgerungen wird. Auf der Erinnerung an die mit dämonischer Hilfe aufgeführten Bauten, die die Hingabe eines lebenden Wesens, häufig eines Kindes, an den bösen Geist zur Folge hatten, mochte die bekannte schreckliche Sitte beruhen, bei Grundsteinlegungen von Burgen ein Kind (später ein Tier) lebendig einzumauern. (Vgl. Wuttke, Deutscher Volksaberglaube, S. 300). Die äussere Erscheinung des Teufels, wie sie Gotthelf schildert, ist ganz konventionell: Grüne Jägertracht (Erinnerung an den wilden Jäger), roter Bart, feurige Augen, Gewitterbegleitung. Einmal erscheint er auch auf einem schwarzen Bock in Begleitung zweier feuriger Eichhörnchen. Sehr originell jedoch ist die Art und Weise, wie der Teufel Christine für die Nichterfüllung ihres Versprechens bestraft. Mitten auf der Wange, wo er sie geküsst, lässt er ihr eine Kreuzspinne herauswachsen, was Gotthelf sehr realistisch schildert. Natürlich ist diese Spinne nichts anderes als eine Inkarnation des Teufels selbst. Christine ist fortan vom bösen Geiste besessen; er sitzt ihr mitten auf der Wange. Dass dem so ist, erkennen wir ganz deutlich aus dem Gebahren der Spinne, als Christine sich dem Priester zu Füßen wirft. „Die Spinne schwoll noch höher auf, funkelte schrecklich schwarz in Christinens rotangelaufenem Gesichte und mit grässlichen Blicken glotzte sie nach des Priesters heiligen Geräten und Zeichen.“ Im Aufbau der Handlung, in dem dem Volksmärchen abgelauschten Parallelismus beobachtet Gotthelf recht geschickt das Gesetz der allmählichen Steigerung. Bei der Geburt des ersten Kindes spürt Christine einen Stich in der Wange, als das zweite Kind zur Welt kommt, wächst die Spinne vollkommen aus und gebiert eine Anzahl Junge. Diese Schilderung ist wieder sehr realistisch (S. 53). Nach der Geburt des dritten Kindes, die den Höhepunkt der Handlung bedeutet, schwindet Christine während des Kampfes zwischen Priester und Teufel dahin und es bleibt nur die Spinne übrig, in die Christine eingegangen ist. Sie bildet nun mit dem Dämon eine einzige Erscheinungsform. Diese merkwürdige Verwandlung ist ein Meisterstück phantastischer Realistik. Die Steigerung der Handlung zeigt sich auch in dem Gebahren der Spinne. Nach der Geburt des ersten Kindes sucht sie lediglich die Ställe heim und wählt sich ihre Opfer nur unter den Tieren. Als

aber das zweite Kind ebenfalls dem Teufel entzogen wird, lässt sie ihre Wut auch auf den Menschen aus. Kein Bauer ist vor ihr sicher. Am ärgsten aber wütet sie nach ihrer Freilassung aus dem Loche, in dem sie durch 200 Jahre versperrt war, denn in dieser langen Zeit hat sie an Giftigkeit noch zugenommen.

Fragen wir uns nun, woher Gotthelf dieses Spinnenmotiv entlehnt hat. Vergebens durchforschen wir die Spinnensagen darnach¹⁾, wohl aber finden wir im Grimm'schen Märchen vom „Undankbaren Sohn“ (Nr. 145) ein ähnliches Motiv. Nur tritt hier an Stelle der Spinne die Kröte, eine andere, übrigens häufigere Erscheinungsform des bösen Geistes. Hier verwandelt sich das gebratene Huhn, das der undankbare Sohn seinem ihn zur Mittagszeit besuchenden Vater nicht gönnt, in eine Kröte, die ihm an die Wange springt, dort anwächst und sich durch kein Mittel vertreiben lässt. So trotzt auch die Spinne als dämonisches Wesen allen Vernichtungsversuchen. Vgl. Gotthelf: „Wohl mancher versuchte in der Verzweiflung Widerstand, und ob die Spinne nicht zu töten sei; warf zentnerige Steine auf sie, und schlug, wenn sie vor ihm im Grase sass, mit Keulen, mit Beilen nach ihr; aber alles war umsonst, der schwerste Stein erdrückte sie nicht, das schärfste Beil verletzte sie nicht, unversehens sass sie dem Menschen im Gesicht, unversehrt kroch sie an ihn heran.“ Ein Zug, der bei Gotthelf fehlt: Die Kröte muss

¹⁾ Vgl. hierzu die Emmentaler Sage im ARCHIV 25, 51 f. Der Zwingherr auf Bärhegen fordert von den Bauern Frohndienste zum Bau einer Burg. Als die Pferde beim Hinaufziehen eines Stammes versagen, erscheint der „Grüne“ und er bietet sich, gegen Auslieferung eines ungetauften Kindes den Bau zu übernehmen. Der Pakt wird geschlossen und mit Hilfe eines Hahns, der die Balken hinaufschafft (typischer Zug des „Hahnenbalkens“), errichtet der „Grüne“ den Bau. Nach einiger Zeit wird er von der bevorstehenden Geburt eines unehelichen Kindes benachrichtigt; aber noch bevor er bei der Geburt erschienen ist, hat der Pfarrer das Kind getauft. Der Grüne jedoch küsst die Wange der Mutter und erzeugt dadurch eine schwarze Beule, aus der eine schwarze Spinne hervorkriecht. Die Frau stirbt und die Spinne setzt sich auf andere Personen, die sämtlich schwarze Beulen empfangen. Nun wird die Spinne in einem Balken eines Hauses in Hornbach verpflockt, und dieser Balken auch bei einem Umbau des Hauses intakt gelassen.

Trotzdem die Sage wesentlich einfacher gestaltet ist, als Gotthelfs Erzählung, und auch starke Abweichungen enthält, ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass sie auf dieser beruht. In diesem Falle hätten wir ein interessantes Beispiel von volkstümlicher Umbildung einer Kunstsage vor uns. (E. H.-K.)

fortwährend gefüttert werden, da sie sonst das Gesicht des Jünglings anfrisst. In dieser Kröte haben wir wohl auch den Teufel zu sehen, dem der Sohn in dem Augenblicke verfallen ist, da er seinen Vater so schnöde behandelt hat. Unter den zahlreichen Varianten dieses Märchens, die Bolte-Polívka in ihren Anmerkungen zu den Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen III, 167 ff. anführen, ist die interessanteste die Erzählung des Caesarius von Heisterbach im *Dialogus miraculorum*, wo an Stelle der Kröte eine Schlange tritt, die sich dem undankbaren Sohn um den Hals ringelt. Hierbei ist zu bemerken, dass eben die Schlange die geläufigste Erscheinungsform des Teufels ist. In den slavischen und ungarischen Varianten erscheint anstatt der gewöhnlichen Kröte eine Schildkröte. Hervorzuheben ist eine kleinrussische Fassung des Märchens, das die geizige Tochter selber zur Schildkröte werden lässt, wie ja auch in unserer Geschichte Christine selbst zur Spinne wird. — An eine Umbildung oder Nachbildung dieses Märchens von seiten Gotthelfs ist natürlich nicht zu denken, da ja mit Ausnahme der Bestrafung durch ein Heraus- oder Festwachsen eines Tieres auf der Wange die beiden Erzählungen nichts gemein haben. Gotthelf ersetzt die Kröte durch die Spinne. Diese ist keine sehr häufige Teufelsepiphanie¹⁾, immerhin findet sie sich als solche in einer Appenzeller Volkssage²⁾ vom Doktor Paracelsus, einer Variante zu dem bekannten Märchen vom Geist im Glase. Auch das Verpflöckungsmotiv, von dem weiter unten ausführlicher die Rede sein soll, mag Gotthelf aus dieser Sage entlehnt haben. Deren Inhalt ist kurz folgender: Als einst Paracelsus durch einen Wald ging, bat ihn eine Stimme, die aus dem Innern einer Tanne kam, er möge einen in den Baum geschlagenen Pflock herausziehen. Paracelsus willfährt der Bitte — und siehe da! — eine garstige schwarze Spinne kriecht aus dem Loch hervor, läuft den Stamm hinab und verschwindet in der Erde. In demselben Augenblick aber steht der Teufel vor dem erschrockenen Doktor. Er will sofort seinen Banner holen und sich schrecklich an ihm rächen.

¹⁾ Die Tiergestalten, die der Teufel nach dem Volksglauben anzunehmen pflegt, sind Wolf, Widder, Bock, Pferd, Schwein, Hund, Katze, schwarzes Huhn, Kröte, Schlange, Salamander, Libelle. Auch erscheint der Teufel als Herr und Meister der Insekten, die ihm nach dem Volksglauben ihre Entstehung verdanken. — ²⁾ BOLTE-POLIVKA, Anmerkungen, zu Grimms Märchen II 414.

Um den Mann zu retten, greift Paracelsus zu einer List. „Schier unglaublich dünkt es mir“, sagt er zum Teufel, „dass es dir möglich war, in den Körper eines so kleinen Insekts hineinzukriechen.“ „Dies will ich dir gleich zeigen“, antwortet der Teufel geschmeichelt, verwandelt sich wieder in eine Spinne und kriecht in das Loch zurück. Sofort stösst Paracelsus den Pflock, den er in der Hand behalten hatte, hinein und so ist der Teufel wieder gefangen, und zwar diesmal für immer, denn weder durch Drohungen noch Bitten lässt sich der Doktor bewegen, den bösen Geist abermals zu befreien. Dieselbe Sage, nur ausführlicher, findet sich bei Alpenburg, Deutsche Alpensagen S. 127 fg. Interessant ist für die Epiphanie des Teufels folgendes Zwiegespräch zwischen diesem und Theophrast. Letzterer sagt zu dem bösen Geist: „Der Banner muss doch ein mächtiger Mann sein, dass er euch in eine Spinne verwandelt hat, in die sich selbst der Teufel nicht verwandeln kann“. „A! paperlapa!“ hohnlachte der Teufel, „in eine Spinne verwandeln kann sich jeder ordentliche Teufel.“ Worauf der Doktor: „Habe mein Lebtag von Teufelsspuk gehört und gesehen, wie ihr euch in d’Habergeis oder in d’Wegnarrn (Salamander) und dergleichen Ungeziefer verwandeln könnt, aber in eine so kleine Spinne sich verwandeln — da gehört mehr dazu.“ In enger Beziehung erscheinen Spinne und Teufel in einer von Dähnhardt, a. a. O., III 1, S. 40 mitgeteilten kleinrussischen Sage: Eine unbekannte Gewalt hat den Teufel mit der einen Ferse an einem Spinnengewebe aufgehängt, von der andern aber führt die Spinne ihre Gewebe bis auf 25 Faden auf die Erde hinunter. Der Teufel fragt die Spinne nach den Vorgängen auf der Erde. Sie läuft auf dem Spinnengewebe hin und her und hinterbringt dem Teufel alles, was sie hört und sieht. Damit mag der bukowina’sche Aberglaube zusammenhängen, dass jemand eine Nachricht bekommt, wenn sich eine Spinne vor ihm herunterlässt. (Hovorka-Kronfeld, Volksmedizin I, 401). Nach einer bulgarischen Sage (Dähnhardt, a. a. O., III 1, S. 135) wird die Spinne mit dem Teufel geradezu identifiziert. Als die Geister, die sich gegen Gott empört hatten, von diesem aus dem Himmel vertrieben wurden, blieb einer in der Luft hängen und wurde zu einer Spinne. Daher soll der Mensch, wenn er eine Spinne sieht, sie töten, denn er sündigt, wenn er Gottes Feind am Leben lässt.—

Das Wirken der schwarzen Spinne ist allenthalben ein verderbliches, in ihrer Gestalt nimmt der Teufel furchtbare Rache für den Bruch des Versprechens. Wer mit der Spinne in Berührung kommt, ist dem Tode verfallen. In diesem Lichte betrachtet, ist sie in die Klasse der Krankheits-Dämonen einzureihen und zwar deuten alle Symptome, die sie am tierischen und menschlichen Körper hervorruft, auf die Beulenpest. Mit naturalistischer Genauigkeit schildert Gotthelf die ersten Anzeichen der fürchterlichen Krankheit. Übrigens nennt der Dichter selbst die Krankheit beim Namen. „Nun war der schwarze Tod zu Ende.“ (Vgl. über den „schwarzen Tod“ Höfler, Krankheitsnamenbuch S. 741, wo bezeichnenderweise als Synonym „Schwarzer Teufel“ angeführt wird, wodurch der dämonische Charakter der Krankheit klar ausgesprochen ist¹). Unter den pesterregenden Krankheitsdämonen des modernen Volksglaubens erscheint die Spinne nicht. Diese Rolle spielen Mücke, Vogel, Wurm, Drache und zwar alle in Riesengestalt. (In eine andere Kategorie mythischer Tiere gehört die Riesenspinne, die den Menschen in den Wahnsinn oder wohl auch in den Tod stürzt, vgl. Höfler, a. a. O. S. 663). Wohl aber findet sich im französischen Volksglauben des 16. Jahrhunderts eine Beziehung der Spinne zur Pest. Fand man in einem Gallapfel eine Spinne, die emsig hin- und herlief, so bedeutete dies eine Anzahl von Pesterkrankungen. (Sébillot, Folklore de France III, 395). Über die Beziehungen der Spinne zum Tod vgl. auch Rolland, Faune pop. de la France, 136²). Desgleichen galt schon im Altertum das häufige Vorkommen von Spinnweben für ein Zeichen der drohenden Pest. (O. Keller, Antike Tierwelt II, 469.) Übrigens ist bei Gotthelf nirgends von Stichen die Rede, wie man von einem Insekt erwarten sollte, sondern die Spinne ist ihrer infernalischen Herkunft gemäss in glühendem Zustand und erzeugt bei ihren Opfern einen fürchterlichen Höllenbrand, wie aus folgender Stelle deutlich hervorgeht³): „Sie (die

¹) Vgl. hierzu, dass die Spinne in Schönwald bei Gleiwitz (Schlesien) „der Ungenannte“ heisst (Zt. d. allg. Sprachvereins 1919, S. 10). Die Spinne gilt also wie gewisse Krankheiten als Tabu. — ²) Nach O. TOBLER, Epiphanie der Seele (Diss. Kiel 1911), S. 46 kann der Teufel sich in jedes Tier verwandeln, nur nicht in Lamm und Taube. — ³) Nach DRECHSLER, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien I, S. 170 erscheint der Berggeist in Gestalt einer glühenden Spinne. Über die Beziehungen der Spinne zum altnord. Feuergott Loki vgl. LANDTMAN, Finlands Svenska Folkdiktning VII, S. 727 ff.

Mutter) hörte auch von Leuten, die, als der Stein nichts halt, mit der Hand sie (die Spinne) zu erdrücken versuchten, allein vergeblich. Ein grässlicher Glutstrom, der durch Hand und Arm zuckte, tilgte jede Kraft und brachte den Tod ins Herz.“ Ferner: „Da dachte sie an Gott und ergriff mit rascher Hand die Spinne. Da fuhren Feuerströme von derselben aus, der treuen Mutter durch Hand und Arm bis ans Herz hinein.“ Hieher gehört auch die lettische Sage (Dähnhardt, a. a. O. I, 144) nach welcher sich die Spinne auf einem Faden in die Hölle hinabliess, um dem schlafenden Teufel das Feuer zu rauben. Daraus erklärt sich das Glühen der Spinne. Nach einer Sage der Kongoneger holt die Spinne zusammen mit anderen Tieren das Feuer vom Himmel (Dähnhardt, a. a. O. III 1, S. 106). Gleich dem Salamander gilt die Spinne nach polnischem Aberglauben (Kujawien in Posen) als unverbrennbar. Wirft man eine Kreuzspinne ins Feuer, so verbrennt sie nicht, sondern platzt auf, bekommt Flügel und fliegt von dannen. (Knoop, Volkstümliches aus der Tierwelt, Rogasen 1905 S. 50.)

Besonders hat es die schwarze Spinne auf das Gehirn abgesehen.¹⁾ „Durch den Helm hindurch hatten die Füsse der Spinne sich gebrannt, dem Ritter bis ins Gehirn hinein, den schrecklichsten Brand ihm dort entzündet, bis er den Tod gefunden.“ Ferner: „Da begann die Glut zu strömen durch Gehirn und Blut, grässlich schrie er auf, fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, aber die Spinne war nicht mehr dort.“ Man vergleiche hiezu Höfler, a. a. O. unter „Pest“, wo es heisst: Sie steckt an und wird angesteckt wie ein Feuerbrand. Als krankheiterregende Tiere kennt der Volksglaube den Feuerigel (Igel = Egel), der im Leibe Hitze und Kolik erzeugt, (Höfler, a. a. O., S. 250) und den Feuerwolf, womit eine Entzündung des Afters bezeichnet wird. (Höfler, a. a. O., S. 813; vgl. ebenda S. 133—137 und Anhang S. 886 die zahllosen Krankheiten, die im Volke als „Feuer“ bekannt sind).

Das letzte Motiv, von dem wir noch zu reden haben, das Verpflöcken der Teufelsspinne in der Wand, beruht auf durchaus volkstümlichen Vorstellungen, wie ja aus unserem Texte selbst hervorgeht, wo es heisst: „Sie hatte schon oft gehört, wie kundige Männer Geister eingesperrt hätten in ein

¹⁾ Ueber die Spinne im Gehirn vgl. HÖFLER, a. a. O., S. 663.

Loch in Felsen oder Holz, welches sie mit einem Nagel zugeschlagen, und solange den Nagel niemand ausziehe, müsse der Geist gebannt im Loche sein.“ Dies gilt namentlich von Krankheitsdämonen, zu denen ja unsere Spinne, wie gezeigt wurde, auch gehört. Dieser Aberglaube führte schliesslich zu dem Brauche der Krankheitsübertragung auf Bäume, wobei die Auffassung zu Tage tritt, dass der Baum den Krankheitsstoff in seine Säfte überleitet. Hat man anfänglich vom erkrankten Körper herrührende Haare, Fingernägel u. dgl. in das in den Baum gebohrte Loch gesteckt, so begnügte man sich später mit der symbolischen Handlung. Bei Fieber z. B. schlägt man einen Pflock in einen Baum, wobei man spricht: „Da schlag ich dich ein, dass du nicht mehr auf mich kommst.“ Zieht jemand den Pflock heraus, kommt das Fieber über ihn. (Wuttke, S. 330; vgl. auch Sébillot, *Le paganisme contemporain chez les peuples celto-latins*, S. 136f. und Mannhardt, *Wald- und Feldkulte*, I, § 7). In unserem Falle ist jedoch die Vorstellung von einer Krankheitsübertragung vollständig geschwunden, es handelt sich hier nur um die Unschädlichmachung des Krankheitsdämons, wozu die von Wuttke-Meyer, a. a. O., S. 300 aus Hessen und Oldenburg berichteten Sagen auffallend stimmen, nach welchen einst die Pest in das Loch eines Balkens gebannt wurde (in welcher Gestalt, wird nicht berichtet).¹⁾ Als man aber später den Pflock wieder herauszog, wurde die Pest frei, genau so wie die Spinne in unserer Erzählung. (Fortsetzung folgt.)

¹⁾ Nach MANNHARDT, *Wald- und Feldkulte* I, S. 22 als Schmetterling.